

- SCHÜRER, Oskar (1943): *Prag. Kultur, Kunst, Geschichte*. 5. Auflage. München: Callwey.
- SCHÜRER, Oskar (1946): Vom inneren Aufbau. Drei Reden. – In: *Der Deutschlandspiegel*. Bd. 18/19. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, ***.
- TRAPP, Gerhard (1992): J. Urzidils Tätigkeit als Pressebeirat an der Gesandtschaft des Deutschen Reiches in Prag 1918–1934. – In: P. Becher, P. Heumos (Hgg.), *Drehscheibe Prag. Zur deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933–1939* (=Veröffentlichungen des Collegium Carolinum München 75). München: Oldenbourg, 131–150.
- TRAPP, Gerhard (1993): Johannes Urzidil, Jan Zrzavý und der tschechische Kubismus. – In: *Sudetenland. Vierteljahresschrift für Kunst, Liteartur, Volkskultur und Wissenschaft* 35/1. München, 9–20
- TRAPP, Gerhard (2000): Carl Zuckmayer – Johannes Urzidil: Zeitzeugen im Dialog. – In: *Zuckmayer-Jahrbuch* 3. St. Ingbert: Röhrig, 443–479.
- TRAPP, Gerhard/HEUMOS, Peter (1999): Antibarbaros: J. Urzidils publizistische Tätigkeit in Medien der tschechoslowakischen Exilregierung 1940–1945. – In: *Bohemia* 40, Heft 2. München, 417–435.
- URZIDIL, Johannes (1930): Schürer, Oskar: *Prag, Kultur, Kunst, Geschichte*. – In: *Slavische Rundschau* 2, Nr. 8. Prag, 603–604.
- URZIDIL, Johannes (1932): *Goethe in Böhmen*. Wien/Leipzig: Epstein.
- URZIDIL, Johannes (1940): Die Sprache der Freiheit. – In: *Čechoslovák v Anglii*. London, ***.
- URZIDIL, Johannes (1960): *Prager Trytichon*. München: Langen/Müller.
- URZIDIL, Johannes (1961): Amerika auf lange Sicht. Zu Martin Sterns Zeitschriftenschau in den Schweizer Monatsheften 1960/12 und 1961/1. – In: *Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft und Kultur* 41, Nr. 3. Zürich, 299–302.
- URZIDIL, Johannes (1968): Život s českými malíři. – In: *Výtvarná práce* 16. Nr. 5, Praha, ***.

Emigrantenschicksale. Drei Beispiele aus der böhmisch-mährischen Lebenswelt

Peter Becher

Wenn wir von Emigranten sprechen, ist nicht automatisch klar, welcher Personenkreis gemeint ist: Emigranten, Exilanten, Flüchtlinge, Vertriebene, Verfolgte. Die Geschichtsschreibung vermeidet eindeutige Abgrenzungen, wenn das Selbstverständnis der Betroffenen schwankte oder wenn sich die äußeren Umstände so veränderten, dass ein und dieselbe Person vom Verfolgten zum Inhaftierten und vom Freigelassenen zum Emigranten wurde. So unterschiedlich Erlebnisse und Selbstverständnis im einzelnen auch waren, eine Gemeinsamkeit lässt sich für alle Betroffenen angeben, alle sahen sich gezwungen, die vertraute Lebenswelt mit der bitteren Erfahrung des Exils zu vertauschen. Das war der prägende gemeinsame Nenner ihrer Leidenserfahrung.

Von dieser Gruppe lässt sich eine zweite abheben, sobald wir über die Emigration in die Tschechoslowakische Republik sprechen, jene Emigranten nämlich, die aus Böhmen oder Mähren stammten, sich in den 20er Jahren nach Deutschland begeben hatten und nun in ihr Geburtsland zurückkehren mussten, wo sie zwar eine veränderte, aber nach wie vor vertraute Lebenswelt vorfanden. Zu ihnen zählten zum Beispiel der aus Brünn stammende Sozialdemokrat Friedrich Stampfer und der Prager Schriftsteller Willy Haas. Eine dritte Gruppe bildete sich schliesslich 1938 heraus, Menschen, die in ihrem Geburtsland geblieben waren und nach dem Münchner Abkommen plötzlich im eigenen Land zu Verfolgten wurden, die aus den Sudetengebieten nach Prag oder Brünn zu emigrieren versuchten und dort denselben Problemen gegenüberstanden und dieselbe Behandlung erduldeten wie alle anderen Emigranten. Dieser dritten Gruppe möchte ich meinen Beitrag widmen, nicht nur, weil sie bislang kaum berücksichtigt wurde, sondern auch deshalb, weil sie das Spektrum der Emigration in allen Details widerspiegelt. Beispielhaft möchte ich drei Lebenswege aus verschiedenen Milieus schildern, das Schicksal eines jüdischen Mädchens aus Südmähren, das eines sudetendeutschen Sozialdemokraten aus Schlesien und das eines katholischen Buchhändlers aus Nordmähren. Ich habe vor, ihre verschiedenen Lebenswelten kurz zu skizzieren und anschließend ihr Schicksal bis 1945 parallel darzustellen.

Drei Lebenswelten Böhmens und Mährens

Unzählige jüdische Friedhöfe, davon nicht wenige dem Zerfall preisgegeben, zeugen bis heute von der Berechtigung, mit der Franz Werfel (1929: 89) in

einem seiner Romane vom „Dreivölkerland, Böhmerland“ schrieb.¹ Das Zusammenleben von Tschechen, Deutschen und Juden, auf das er damit anspielte, hatte gleichermaßen bereichernde und gefährdende Züge. Wie in anderen Ländern, so mussten die Juden auch hier bis weit in das 19. Jahrhundert hinein in Ghettos leben, Sondersteuern entrichten und Diskriminierungen in Kauf nehmen, die sich immer wieder bis zu Pogromen und Vertreibungen steigerten. Wie in anderen Ländern stellten sie keine homogene Gruppe dar, sondern lebten in einem vielschichtigen Kosmos, Land- und Stadtjuden, Bauern und Händler, Lehrer und Juristen, streng religiös oder weitgehend assimiliert. Auch wenn man heute vor allem an Prag, an die Altneuschul-Synagoge, die Legenden um den Hohen Rabbi Löw und den Schriftstellerkreis um Max Brod und Franz Kafka denkt, so waren sie doch in allen Städten beheimatet, gleichermaßen mit der deutschen wie mit der tschechischen Kultur verbunden. 1930 lebten mehr als 117.000 Juden in der Tschechoslowakei. Es gab eine eigene jüdische Partei und die Möglichkeit, sich bei der Volkszählung zur jüdischen Nationalität zu bekennen. In den Sudetengebieten saßen jüdische und deutsche Kinder nebeneinander in den Schulbänken, sie hingen den gleichen Wandervogelidealen an und engagierten sich mit der gleichen Begeisterung in den deutschen Kulturverbänden, sofern nicht der Arierparagraph eine frühe Grenze zwischen ihnen zog. Wie verbunden sich viele Juden mit diesen Gebieten fühlten, bekundet zum Beispiel Friedrich Weiß, der letzte Rabbiner von Teplitz-Schönau. In seinen Erinnerungen, die in Jerusalem aufbewahrt sind, schildert er den „Abschied von der lieblichen Sudetenlandschaft, ihren geliebten Bergen und Wäldern“, und schreibt von seiner ersten Station auf dem Weg der Emigration: „Prag wird nicht meine Heimat sein, nur Wartestätte“ (WEIß 1986: 352). So vertraut sich Juden und Deutsche in der Ersten Republik geworden zu sein schienen, so schnell verkehrte sich die Freundschaft in ihr Gegenteil: Im November 1938 brannten nicht nur in reichsdeutschen, sondern auch in sudetendeutschen Städten die Synagogen, in Karlsbad und Reichenberg ebenso wie in Mies, Teplitz-Schönau und Aussig.²

Eine andere Lebenswelt war die der sudetendeutschen Sozialdemokratie, die auf eine fast hundertjährige Tradition zurückblicken konnte, eng verbunden mit der österreichischen Arbeiterbewegung.³ Bereits 1863 war in Asch die erste sozialistische Organisation auf dem Gebiet der Habsburgermonarchie entstanden, die sich an den Ideen Ferdinand Lassalles orientierte. 1899 tagte in

Brünn ein Parteitag der österreichischen Sozialdemokraten zur Nationalitätenfrage, bei dem Josef Seliger aus Teplitz-Schönau eines der Hauptreferate hielt. Nach 1918, nach der Trennung von der österreichischen Mutterpartei, entwickelte die sudetendeutsche Sozialdemokratie in der ersten tschechoslowakischen Republik ein vielfältiges politisches und kulturelles Leben, das von eigenen Zeitungen und Zeitschriften über Sportvereine und Naturfreundehäuser bis zu den Gewerkschaften und der DSAP, der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei reichte. Bis 1935 war diese Partei die stärkste deutsche Partei in der Republik. Bis zuletzt kämpfte sie für deren Erhalt. Als die ersten Emigranten über die Grenze kamen, stellte sie den reichsdeutschen Sozialdemokraten ihr weit verzweigtes Organisationsnetz zur Verfügung und half bei der Organisation der Widerstandsarbeit. In ihrer Druckanstalt Graphia in Karlsbad entstand ein Großteil der Dünndruckbroschüren, die über die grüne Grenze in das Reich geschmuggelt wurden. Noch 1938 widmete sie ihr Arbeiterjahrbuch in voller Länge dem Thema „Deutsche und Tschechen“. Am 15. September 1938 veröffentlichte Wenzel Jaksch, der letzte Vorsitzende der Partei, ihren letzten Aufruf:

Mitbürger! Es geht um alles! Die Sudetendeutschen stehen vor historischer Entscheidung. Es geht um Leben und Tod unseres Volkes [...] Nationale Gleichberechtigung, weitgehendste Selbstverwaltung [...] wirtschaftlicher Wiederaufbau und soziale Hilfe können erreicht werden ohne Krieg. Auf der anderen Seite lauert die tödliche Gefahr, daß unser Volk als Werkzeug imperialistischer Vorherrschaftspläne mißbraucht und in einen Abgrund der Vernichtung gestürzt wird. (JAKSCH 1967)

Von der katholischen Lebenswelt Böhmens und Mährens zeugen die zahlreichen Barockbauten der Gegenreformation ebenso wie die Gestalt des berühmten Brückenheiligen Johann von Nepomuk.⁴ Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts musste der Katholizismus stärkere Anfechtungen in Kauf nehmen. Liberalismus und Sozialismus trugen ebenso dazu bei wie die Losvon-Rom-Bewegung Georg von Schönerers und das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes. Der Verlust machte sich nicht nur in den bildungsbürgerlichen Schichten der Städte bemerkbar, sondern auch in den ländlichen Gegenden von Südmähren und Südböhmen, aus denen so bekannte Personen wie Clemens Maria Hofbauer und Johann Nepomuk Neumann hervorgegangen waren. 1918 wurde auf dem Altstädter Ring in Prag die Mariensäule gestürzt, 1920 eine eigene tschechoslowakische Kirche gegründet. Diese Tendenz bewirkte eine Gegenbewegung, zu der die Initialzündung im Jahr 1891 von der Enzyklika *Rerum novarum* des Papstes Leo XIII. ausging. Bereits ein Jahr später gründete Leopold Kunschak, der aus der Iglauer Sprachinsel stammte, in Wien einen christlich-sozialen Arbeiterverein. Die christliche Gewerkschaftsbewegung,

¹ Zur Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern vgl. u.a. KÁRNÝ (2001), WLASCHKEK (1995, 1997, 2003), RYBÁR (1991), IGGERS (1986), SEIBT (1983).

² Vgl. u.a. über die Vorfälle in Mies WULFFEN (1989: 41) und HAHN (1998).

³ Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern vgl. u.a. STRAUB (1925), HASENÖHRL (1972), BACHSTEIN (1974), ZESSNER (1976), SEWERING-WOLLANEK (1988).

⁴ Zur katholischen Lebenswelt vgl. u.a.: WINTER (1938), SEIBT (1974), MACHILEK (1988); HÄRTEL (1988), NITTNER (1988), LANGHANS (1990).

die sich daraus entwickelte, bildete einen ersten Schwerpunkt der Erneuerung. Einen zweiten stellten die kirchliche-liturgischen Reformbestrebungen dar, einen dritten die christliche Jugendbewegung.

In der Ersten tschechoslowakischen Republik stellte die katholische Kirche ein „wichtiges Element des Gemeinschaftsbewußtseins“ dar (SEIBT 1993: 283). Sie war nicht national, sondern böhmisch und mährisch organisiert, ihre Diözesen gingen über die Sprachgrenzen hinaus, der Glaube wurde von den offiziellen Vertretern höher angesetzt als das nationale Bekenntnis, die Kirchensprache war nach wie vor Latein, das Priesterseminar bis zuletzt national nicht getrennt. Das Wenzelsjubiläum des Jahres 1929, das tausendjährige Gedenken an den „vornehmsten böhmischen Landespatron“ (SEIBT 1993: 284) vermochte Tschechen und Deutsche gleichermaßen anzusprechen und stellte den religiösen Hintergrund für den Eintritt der Christlich Sozialen Volkspartei (CSVP) und des Bundes der Landwirte (BdL) in die tschechoslowakische Regierung dar. 1935, in dem Jahr, in dem die Sudetendeutsche Partei (SdP) mit einem erdrutschartigen Wahlsieg zur stärksten deutschen Partei in der Tschechoslowakei wurde, demonstrierte der gesamtstaatliche Katholikentag das Nebeneinander von Tschechen und Deutschen (SALOMON 1988: 187). Und noch 1937 kam es zu einer letzten staatsbejahenden Initiative „jungaktivistischer Politiker“, an der sich von katholischer Seite der junge Abgeordnete Hans Schütz beteiligte. Doch schon im Frühjahr darauf lösten sich alle bürgerlichen sudetendeutschen Parteien auf, auch die CSVP, und schlossen sich Henleins SdP an.

Im Bereich der christlichen Jugendbewegung bildeten sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ähnliche Gegensätze wie in allen anderen Verbänden heraus. Während Leopold Kunschak in Wien den gewerkschaftlichen Gedanken im Spannungsfeld zwischen Unternehmen und christlichsozialer Partei zu festigen versuchte, radikalisierte sein jugendbewegter Gegenspieler Anton Orel seine antikapitalistische Einstellung zu einem „christlichen Sozialismus“. Dabei adoptierte er nicht nur Elemente der Lebensreform- und Jugendbewegung und ihrer asketischen Einfachheits- und Abstinenzvorstellungen, sondern auch des sogenannten „katholischen Integralismus“, der die Einheit von Glaube und Welt propagierte (HUBER 1985: 12). Auf mitunter kaum noch nachzuvollziehende Weise vermischten sich in diesem Bereich christliche, asketische, antikapitalistische und altgermanische Vorstellungen, die nicht selten sogar geheimbündlerische und antisemitische Züge enthielten. Der gegenseitige Vorwurf von bloßer ‚Vereinsmeierei‘ auf der einen und ‚Schwarmgeisterei‘ auf der anderen Seite (HUBER 1985: 22f.) bewegte nach 1918 auch die sudetendeutschen Jugendverbände in der ČSR. Der Gegensatz zwischen Kunschak- und Orel-Anhängern wurde erst im August 1920 durch die Gründung des *Reichsbundes der deutschen katholischen Jugend* überwunden. Stellvertretender Vorsitzender wurde der Kunschak-Anhänger Hans

Schütz, Bundesobmann der Orel-Anhänger Eduard Schlusche aus Nordmähren, dessen Lebensweg zu den drei Schicksalen zählt, die ich im folgenden näher darstellen möchte.

Drei Schicksale

Eduard Schlusche wurde im Jahr 1894 in dem kleinen nordmährischen Ort Benisch bei Freudenthal (Benešov/Bruntál) als achttes Kind einer Bürstenmacherfamilie geboren. Er besuchte in Freudenthal die Bürgerschule und absolvierte eine kaufmännische Lehre in einem Sägewerk. Wie alle seine Geschwister war er bereits als Kind im katholischen Vereinsleben tätig und schloss sich noch vor dem Ersten Weltkrieg der Marianischen Kongregation an. Nach 1918 spielte er eine führende Rolle beim Neuaufbau der katholischen Jugendorganisation in der neugegründeten Tschechoslowakei. Beruflich zunächst als Prokurist bei einem Holzindustriellen tätig, machte er sich bald als Buchhändler einen Namen. Er vertrieb Bibeln und katholische Zeitungen, organisierte Buchwochen und war beständig als Wanderbuchhändler unterwegs. Schließlich wurde er auch als Verleger tätig und publizierte eine Vielzahl katholischer Broschüren und Bücher. Bereits 1934 ließ er einen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe drucken und über die Grenze in das Deutsche Reich schmuggeln, 1937 publizierte er die päpstliche Enzyklika *Mit brennender Sorge*, die ebenfalls „auf Schleichwegen“ (HUBER 1985: 40) über die Grenze gelangte. 1938 schließlich erschien in seinem Verlag eine kritische Auseinandersetzung mit dem „unchristlichen Ehrbegriff des Nationalsozialismus“ (HUBER 1985: 39).⁵ Durch sein katholisches Engagement geriet er zunehmend in Gegensatz zur NS-Ideologie, ohne dass er sich bis 1938 als bewusst politisch handelnder Mensch verstanden hätte. Seine Gedankenwelt war vielmehr durch die innerkatholischen Auseinandersetzungen zwischen Kunschak- und Orel-Anhängern geprägt, durch die Vorstellungen der Jugendbewegung und ein gefühlsmäßiges Festhalten an der Monarchie. Wie viele alte Österreicher hoffte auch er auf eine neue „Donauföderation“ (HUBER 1985: 41).

In einer ganz anderen Welt wuchs Artur Schober auf, der 1913 im schlesischen Jägerndorf (Krnov) geboren wurde. Sein Vater, von Beruf Textilarbeiter, nach dem Krieg Hauptkassier und schließlich Prokurist der westschlesischen Konsum- und Spargenossenschaft, war von 1918–1938 sozialdemokratischer Stadtrat von Jägerndorf. Schober selber wurde bereits als Sechsjähriger Mitglied der Kindergruppe im Arbeiter Turn- und Sportverein (ATUS), später schloss er sich der Kinderfreundebewegung und den Roten Falken an, mit 18 Jahren trat er der DSAP bei. Dort nahm er verschiedene Funktionen wahr, bis er 1935 zum tschechoslowakischen Militär nach Rokitzan (Rokycany) bei Pilsen eingezogen wurde. 1937, nach seiner Entlassung, schloss sich Schober der

⁵ Der Titel lautete „Gefährdete Ehre?“, der Autor war Alfred J. Lehmann.

Republikanischen Wehr an. Er wurde Kreisleiter für Schlesien und erlebte in seinem Geburtsort Jägerndorf die Zuspitzung der politischen Situation bis zu den Wochen vor dem Münchner Abkommen. Immer wieder kam es zu scharfen, nicht selten handgreiflichen Auseinandersetzungen mit den ‚Henleinleuten‘. Die große Saalschlacht im Frühjahr 1938 nach einer Rede von Wenzel Jaksch hatte sogar gerichtliche Folgen. Die Kreisleitung der SdP erstattete Anzeige, die Haftstrafen bis zu 3 Monaten nach sich zog. Doch dies war nur die eine Seite der Tätigkeit. Auf der anderen Seite stand die Zusammenarbeit mit reichsdeutschen Genossen, die als Emigranten nach Jägerndorf gekommen waren. Mit ihnen zusammen war Schober in der ‚Grenzarbeit‘ tätig, betreute er Kuriere und versteckte Botschaften. Zweimal ging er selber illegal über die Grenze, um Dokumente eines Emigranten aus Neisse herüberzuholen. Bei den Mobilmachungen im Mai und im September wurde er nach Rokitzan eingezogen und folgte wie die meisten Sudetendeutschen dem Stellungsbefehl. Nach dem Münchner Abkommen wurden alle deutschen Soldaten entlassen. Schober jedoch, der bereits wusste, dass er steckbrieflich gesucht wurde, blieb bis Mitte Oktober beim Militär. Dann machte er sich nach Olmütz (Olomouc) auf den Weg, wo die Jägerndorfer Sozialdemokraten ein Flüchtlingslager eingerichtet hatten. Schließlich wurde er mit seinen Eltern und anderen in Proßnitz (Prostějov) untergebracht, von wo die meisten Lagerbewohner Weihnachten 1938 nach Jägerndorf zurückkehrten. Schober dagegen hatte keine andere Chance, als zu bleiben und sich um ein Visum ins Ausland zu bemühen.

Der dritte Lebensweg ist der von Ruth Weisz, die 1922 im süd-mährischen Lundenburg (Břeclav) an der Thaya geboren wurde. Sie wuchs dort als „einziges Kind gut situerter Eltern“ heran, als „sorgenloser Backfisch“, der sich weder um die politischen, noch um die religiösen Dinge besonders kümmerte. Im Vordergrund standen die Sorgen und Aufregungen eines Teenagers, der entdeckt, wie groß die Welt ist und wie viele Menschen ihm darin gefallen könnten. Mit ihrer Mutter sprach sie deutsch, mit ihrem Vater tschechisch. Sie besuchte ausschließlich tschechische Schulen, zuletzt die sechste Klasse des Realgymnasiums (WEISZ: 1994).⁶ In ihrem unpublizierten Lebensbericht erinnert sie sich an den Sommer 1938, der von allen als ausgesprochen warm und angenehm geschildert wird. Umso herber wirkte der Schock des Münchner Abkommens:

[...] auf einmal hat man mir die Erde unter den Füßen weggezogen. Es brach alles zusammen, die Kleinstadt, in der ich aufwuchs, gehörte zum Sudetenland, das an Deutschland abgegeben wurde, und wir – wir waren Juden. Es begann ein Flüchtlingsdasein. (WEISZ 1988: 1)

⁶ Der Darstellung des Schicksals von Ruth Weisz liegt ein unpubliziertes und undatiertes (1988) Typoskript von 42 Seiten, Titel: „Und es war keine Lüge“, sowie ein Brief an den Verfasser vom 5. März 1994 zugrunde.

Ruth Weisz, Artur Schober und Eduard Schlusche, das sind die drei Menschen, deren Schicksal ich näher darstellen möchte. So unterschiedlich die Milieus waren, aus dem sie stammten, so verschieden ihr Alter im Jahr 1938 war – Ruth Weisz ein 16jähriges Mädchen, Artur Schober ein 27jähriger Mann, Eduard Schlusche ein 44jähriger Buchhändler – sie alle wurden von dem Nationalsozialismus aus ihrem Lebenskreis verdrängt, mussten fliehen und emigrieren, wurden verfolgt und inhaftiert. Im Folgenden stelle ich ihr Schicksal bis Mai 1945 parallel dar, wobei ich jeweils zwei Jahre zu einem Abschnitt zusammenfasse.

Herbst 1938 bis Herbst 1940

Stichpunktartig lassen sich für diese Zeit festhalten: 1939 die Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes, der Beginn des 2. Weltkrieges mit dem Feldzug gegen Polen, die Errichtung des Generalgouvernement Polens und das missglückte Attentat auf Hitler im Münchner Bürgerbräukeller; 1940 die Ausweitung des Krieges nach Norden und Westen, die Invasion nach Norwegen, der Angriff auf Holland, Belgien und Frankreich, der deutsch-französische Waffenstillstand, die Bombardierung Londons und der Abschluss des Dreimächtepakts Deutschland-Italien-Japan; für Böhmen und Mähren: 1939 der Einmarsch deutscher Truppen in Prag, die Ernennung Konstantin Freiherr von Neuraths zum Reichsprotektor, die Einsetzung der ersten Protektoratsregierung unter General Eliáš, die Errichtung der *Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Böhmen und Mähren*, die Demonstration tschechischer Studenten am Wenzelsplatz und die Schließung aller tschechischen Hochschulen; 1940 die Durchführung des letzten illegalen Palästinatransportes aus dem Protektorat. Wie erging es Ruth Weisz in dieser Zeit, die im Sommer 1938 mit ihrer Familie von Lundenburg nach Prag floh? Schon vor dem Münchner Abkommen arbeiteten die Prager Emigrantenkomitees fieberhaft, um den jüdischen und politischen Flüchtlingen die Einreise in andere Länder zu ermöglichen.⁷ Im Oktober 1938 nahm die Zahl der Emigranten derart zu, dass der Andrang kaum noch zu bewältigen war. Der Vater von Ruth Weisz, der „Jahrzehnte in einer Bank“ gearbeitet hatte, war arbeitslos, das Geld auf einem Sperrkonto eingeschlossen, die Gymnasiastin wurde plötzlich zur „Hauptverdienerin und Familienversorgerin“ (WEISZ 1988: 1). Die Familie wohnte im sogenannten Judenviertel, in der Maiselova 9. H. G. Adler beschreibt die damalige Verfassung als „Leben halb in Angst, halb betäubt wie nach einem Faustschlag, aber gleichzeitig ein euphorisch optimistisches Zukunftsbild, in dem man die gegebenen Gefahren nicht sehen wollte.“ (ADLER 1960: 18) Der nächste Faustschlag, der Einmarsch deutscher Truppen in Prag, bestätigte den Juden, in einer Falle zu sitzen.

⁷ Zum Exil in Prag und zur Tätigkeit der Komitees vgl. BECHER/HEUMOS (1992).

Ruth Weisz erlebte in den kommenden Monaten alle Einschränkungen mit, welche die jüdischen Bürger deklassierten. Bereits im März 1939 mussten alle jüdischen Anwälte ihre Kanzleien aufgeben, ab Juni wurde der jüdische Besitz registriert, wurden jüdische Betriebe enteignet und arisiert, im August wurde Juden das Betreten von Schwimmbädern verboten und der Aufenthalt in Gasthäusern eingeschränkt, nach dem Beginn des Polenfeldzuges der abendliche Ausgang nach 20.00 Uhr untersagt. Ab dem Schuljahr 1939/40 durften jüdische Kinder keine deutschen Schulen mehr besuchen, ab dem Schuljahr 1940/41 keine tschechischen. Im Februar 1940 wurde der Besuch von Kinos und Theatern verboten, im Mai das Betreten der Prager Parkanlagen, im Juli die Benützung der Flussschiffe und der Besuch von Sportveranstaltungen, im August die Einkaufszeiten in nichtjüdischen Geschäften auf die Zeit von 11–13.00 Uhr und 15–16.30 Uhr beschränkt (ADLER 1960: 9–12).

Und trotzdem ging das Leben weiter, versuchten die Familien sich einzurichten, das Beste aus der Situation zu machen. „Meine Mutter ging oft zum jüdischen Friedhof, dorthin durften wir noch“, schreibt Ruth Weisz in ihrer Autobiographie (WEISZ 1988: 4). Sie selbst nützte jede Minute, die sie auf der Straße verbringen konnte. Von einem Sommerabend schreibt sie:

Die Luft duftete nach Jasmin und Flieder. Ich stand vor dem Haus und mit dem letzten Glockenschlag schlüpfte ich ins Haus. Wie oft hatte mich meine Mutter gebeten, ich solle doch 5 Minuten früher kommen [...] Ich aber war starrköpfig [...] ‚Nein, bis acht Uhr darf ich und keine Minute früher‘. Und das sollten die schönsten Jungmädchenjahre sein? [...] Und doch war es schön. (WEISZ 1988: 3f.)

Während Ruth Weisz sich auf diese Weise in Prag einzurichten versuchte und doch immer mehr die Zwangsjacke antisemitischer Anordnungen zu spüren bekam, bemühte sich Artur Schober um ein Visum für die Emigration.⁸ Dabei konnte er auf die Hilfe des Vorstandes der DSAP rechnen, der in Prag die Auswanderung gefährdeter Parteigenossen vorbereitete. Ernst Paul und Siegfried Taub, in deren Händen die Durchführung der Aktion lag, konnten die guten Kontakte nützen, die seit den 20er Jahren zwischen der schwedischen und der sudetendeutschen Sozialdemokratie bestanden. Bereits im Oktober 1938 machten sich schwedische Sozialdemokraten ein Bild von der Situation und brachten 40 Einreisevisa mit nach Prag. Weitere 250 Visa folgten in den kommenden Wochen (vgl. TEMPSCH 1988: 4).

Im Februar 1939 erhielt Artur Schober ein Visum zugeteilt. Am 16. Februar bestieg er in Prag mit anderen Sozialdemokraten, Männern, Frauen und Kindern einen Zug, der in Oderberg verplumt wurde und quer durch Polen nach

⁸ Die Darstellung des Schicksals von Artur Schober stützt sich auf das Typoskript eines Interviews, das Rudolf Tempsch aus Floda, Schweden, am 16./17.3.1988 mit Artur Schober geführt hat, sowie auf ein Interview des Verfassers mit Artur Schober, das am 17.2.1994 in Stuttgart aufgezeichnet wurde.

Gdynia an der Ostsee fuhr. Dort stand für die Emigranten der Dampfer *Maria Hohn* bereit, der sie bis Stockholm brachte. Endstation war schließlich ein Lager in Södra Norrland in der Provinz Gävleborg, ein größerer Bauernhof mit einer Schule, in der zuvor behinderte Kinder unterrichtet worden waren. Hier wohnte Artur Schober mit 6 Personen in einem Zimmer. Die Emigranten, insgesamt 40 bis 50 Personen, arbeiteten auf dem Hof mit und verpflegten sich selbst. Vorübergehend erhielten sie eine finanzielle Unterstützung von den schwedischen Behörden. Zweimal in der Woche erteilte ein Gymnasialdirektor Schwedischunterricht, und schon bald gab es die Möglichkeit, bezahlte Arbeit zu verrichten. Artur Schober arbeitete zunächst als Holzfäller. Im Juni 1939 erhielt er eine Stelle als Melker auf einem Bauernhof. Da er diese Arbeit jedoch nicht gewohnt war, bekam er bereits nach zwei Wochen so geschwollene Finger, „als ob er Ameisen in den Händen hätte.“ (SCHOBER 1994) Im Winter 1939/40 erhielt er eine zweite Anstellung als Knecht bei einem Bauern. Diesmal musste er auf das Feld fahren und im Wald arbeiten. Er musste Holzstämme mit dem Schlitten zu einem See hinunterfahren und auf der Eisdecke stapeln. Im Frühjahr nach dem Eisbruch konnte er dann den Flößern beim Transport der Stämme zu einer Papierfabrik am Storadellen-See helfen.

Abgesperrt von dem politischen Geschehen in Böhmen, war er dennoch durch Radionachrichten, politische Diskussionen und schwedische Freunde gut informiert. Vor allem Spitzenfunktionäre der sudetendeutschen Sozialdemokratie wie Ernst Paul, Siegfried Taub und Carl Heller, die ebenfalls nach Schweden emigriert waren, hielten die Verbindung zu anderen Emigrantengruppen aufrecht. Am 14. April 1940 wurde in Malmö die *Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten* für Schweden gegründet. Vorsitzender wurde Ernst Paul (vgl. TEMPSCH 1988: 6f.). Damit entstand neben den Sozialdemokraten um Wenzel Jaksch in London ein zweites Zentrum der sudetendeutschen Emigration.

Einen ganz anderen Weg ging in dieser Zeit Eduard Schlusche, der katholische Buchhändler in Nordmähren. Nachdem er den Anschluss der Sudetengebiete unbeschadet überstanden hatte, trat er die Flucht nach vorne an und eröffnete am 7. März 1939 in der schlesischen Landeshauptstadt Troppau (Opava) eine neue Buchhandlung. Troppau, das gerade Sitz eines Regierungspräsidenten im neuerrichteten Sudetengau geworden war, erwies sich als gute Wahl. In der Nähe der Hauptpost gelegen, wurde das Geschäft von der Bevölkerung angenommen und beschäftigte schließlich 17 Angestellte. Die Kunden erhielten darin „sämtliche Literatur“ (HUBER 1985: 36), der katholische Charakter schien sich verflüchtigt zu haben. Unter dem Ladentisch war jedoch auch das alte Sortiment zu haben. Schlusche setzte sein katholisches Engagement so unbeirrt fort, dass ihm seine Freunde nach Kriegsbeginn rieten, „in die Schweiz auszuweichen“. Er lehnte das Angebot jedoch ab und meinte: „Für die gute Sache“ müsse „man zu Opfern bereit sein“ (HUBER 1985: 55).

Im Dezember 1940 war es so weit. Edeltraud Gelner, eine seiner Mitarbeiterinnen, erinnerte sich später mit den Worten:

Mitte des Monats betreten eines Nachmittags zwei Herren den Laden und wollten sich umsehen. Nach einigen Minuten kamen sie aus der Abteilung für religiöse Literatur, hatten eine Kirchenstandsschrift in der Hand und fragten, ob ich nicht wisse, daß diese verboten sei. (HUBER 1985)

Die beiden Männer, die von der Gestapo waren, sperrten den Laden ab und versiegelten die Türen. Schlusche, der sich zu dieser Zeit in Freudenthal aufhielt, wurde sofort benachrichtigt. Am nächsten Tag sprach er bei der Gestapo vor. Statt einer Erklärung erhielt er die Anweisung, in seiner Wohnung zu bleiben und sich für weitere Auskünfte bereit zu halten. Auch in Freudenthal wurde die Buchhandlung geschlossen, einzelne Mitarbeiter wurden verhört. Schließlich musste mit der Inventur begonnen werden. So ging das Jahr 1940 zu Ende, ohne das Schlusche wusste, was mit ihm weiter geschehen würde.

Herbst 1940 bis Herbst 1942

Stichpunkte dieser Jahre sind für 1941 die Landung der deutschen Truppen in Nordafrika, der Überfall auf die Sowjetunion, die Betrauung Heydrichs mit der „Gesamtlösung der Judenfrage“, die Einführung des Judensterns, die Eröffnung des Vernichtungslagers Chelmno, die Kriegserklärung Deutschlands an die USA, für 1942 die Wannsee-Konferenz über die Endlösung der Judenfrage, die Eröffnung der Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, Sobibor und Treblinka, die britische Offensive in Nordafrika, die sowjetische Gegenoffensive, die Einkesselung der 6. Armee bei Stalingrad. Für das Protektorat lässt sich für 1941 festhalten: die Ernennung Heydrichs zum Stellvertretenden Reichsprotektor, die Verhaftung von Ministerpräsident Eliáš, der erste Transport nach Theresienstadt; für 1942 das Attentat auf Heydrich, die Vernichtung der Orte Lidice und Ležáky, die Hinrichtung von General Eliáš, die Umwandlung der Zentralstelle für jüdische Auswanderung in *Zentralamt zur Lösung der Judenfrage*.

Wie erging es Eduard Schlusche weiter? Zu Beginn des Jahres 1941, als er mit seinen Mitarbeitern unter Aufsicht der Gestapo Inventur machte, konnte er noch auf einen glimpflichen Ausgang hoffen. Ende Februar wurde er jedoch in Freudenthal verhaftet und in das Landesgerichtsgefängnis nach Troppau gebracht. Über sein weiteres Schicksal geben 13 Briefe Auskunft, die er an seine Familienangehörigen richtete. Am 1. März schrieb er:

Dringend bitte ich, zu niemandem über mich zu sprechen. Ich bin nur in Schutzhaft kein Strafgefangener. Ich dürfte wohl bald heimkommen [...] Um mich sorgt Euch nicht, mir geht es wirklich gut [...] Den hiesigen Aufenthalt trage ich als ein notwendiges Fastenopfer [...] Eduard Schlusche. Schutzhäftling Troppau. Dr. Zinsmeisterstrasse 27. (SCHLUSCHE: Brief vom 1.3.1939)

Dass es ihm doch nicht ganz so gut ging, bezeugt der Nachsatz: „Etwas Klosettpapier erbitte ich auch“. Sein Bruder, der ihn besuchen durfte, berichtete, dass ein Gestapomann Schlusche für den Nationalsozialismus gewinnen wollte, „widrigenfalls [müsse] er mit schlimmen Folgen rechnen [...]“ (HUBER 1985: 57). Schlusche ließ sich jedoch nicht umstimmen, obwohl ihm die Folgen wohl bewusst waren. In seinem Brief vom 15. März heißt es: „Ich werde ja in absehbarer Zeit nicht heimkommen [...]“. (SCHLUSCHE: Brief vom 15.3.1939) Bereits drei Tage später kündete er seine Verlegung an:

Morgen, Mittwoch, den 19./3., also am St.Josefsfest, fahre ich von hier ab [...] Von meinem neuen Aufenthaltsort werde ich wahrscheinlich sehr selten schreiben dürfen. Bestimmt werde ich jede erlaubte Gelegenheit dazu benützen [...] Ich hoffe, daß ich bald gesund heimfahren kann. Sollte ich aber in der Ferne unvorhergesehen in eine andere Heimat abberufen werden, dann verzeiht mir, wenn ich Euch unabsichtlich wehe getan [habe]. Wir sind alle in Gottes Hand, wir dürfen zuversichtlich sein – einmal gibts bestimmt ein frohes Wiedersehen (SCHLUSCHE: Brief vom 18.3.1939).

Der nächste Brief trägt den Kopf „Gef. Nr. 11079, Auschwitz, den: 26.4.1941.“ Bis November 1942 blieb Schlusche in Auschwitz inhaftiert. Aus dieser Zeit sind 6 Briefe erhalten. Am 26. April schrieb er: „Von mir kann ich nur Gutes berichten.“ Unmittelbar auf diese Äußerung folgt wie zum Hohn eine von der Zensur herausgeschnittene Stelle. Weiter heißt es im Brief: „eine herausgebrochene Zahnplombe wurde mir im hiesigen Zahnambul. rasch u. sehr gut ersetzt. Eine Zeitung bestelle ich mir bei der hiesigen Poststelle, sobald ich von Euch das Geld bekomme [...] Jede, auch die geringfügigste Nachricht freut mich“. (SCHLUSCHE: Brief vom 26.4.1939) In seinem zweiten Brief aus Auschwitz, datiert vom 9.11.1941 heißt es: „Heuer war ich am 1. und 2. November nicht auf unserer guten Mutter Grab. Ich gedenke ihrer täglich. An diesen beiden Tagen aber war ich ihr und Euch besonders nahe.“ Unvermutet folgen die Sätze: „Besinnung auf das Wesentliche bedarf es besonders im weltgeschichtlichen Ringen unseres Volkes. Egoismus und Kleinlichkeit haben in keiner Lebenslage Platz. Selbst auf bescheidenem Posten können und müssen wir uns der heroischen Haltung unseres [Herausgeschnitten] würdig erweisen! (SCHLUSCHE: Brief vom 9.11.1941) Wiederholt wurde Schlusche in Auschwitz verlegt. Ende 1941 bewohnt er Block 4, im November 1942 Block 12. Am 20.9.1942 nahm er Bezug auf den Russlandfeldzug: „Die Erschlaffung der Russen dürfte unseren Soldaten im größeren Umfange Weihnachtsurlaube ermöglichen“, und schrieb über sich selbst: „Von meinem Befinden kann ich wieder nur Gutes berichten. Meine Arbeiten sind mannigfaltig, vielseitig.“ (SCHLUSCHE: Brief vom 20.9.1942) Am 29.11.1942 bedankte er sich für ein Paket: „am liebsten hätte ich in reiner Freude Kopf gestanden“ und fügte hinzu: „Bitte schickt im nächsten Paket mehr Zwiebeln und Knoblauch, sofern diese bezugsfrei sind [...] 1 Malzdose [...] schickt bitte bestimmt wieder, womöglich auch Rhabarbergelee. Ihr wißt, wie gerne ich Rhabarber immer geges-

sen habe.“ Schließlich folgt die verschlüsselte Selbstbeschreibung: „Daß Ernst trotz seiner großen Arbeitsüberlastung die Urlaubshoffnung nicht aufgibt, freut mich.“ (SCHLUSCHE: Brief vom 29.11.1942)

Zur selben Zeit lebte Artur Schober im schwedischen Exil und verdiente sich als Holzfäller, Flößer und Knecht seinen Unterhalt. 1941 schloss er sich der schwedischen Sozialdemokratie an, wo er schnell Kontakte zu jungen Parteigenossen fand. Trotzdem fiel es ihm und den anderen Emigranten, mit denen er in steter Verbindung stand, nicht einfach zu erklären, woher sie kamen. In einem Gespräch erinnerte sich Schober:

Für die Schweden war ‚sudetendeutsch‘ kein Begriff. Den Namen hat man nicht gekannt. Sie konnten auch nicht unterscheiden zwischen reichsdeutsch und sudetendeutsch. [...] Dann haben sie etwas gehört von der Sudetenkrise in der Tschechoslowakei. Da waren wir für sie die sogenannten ‚Tjecken‘, sie haben uns immer ‚Tjecked‘ gerufen. (TEMPSCH 1988: 9)

Den Sommer 1941 über arbeitete Schober aushilfsweise auf Bauernhöfen. Meistens ersetzte er Knechte, die gerade einberufen worden waren. Im Herbst 1941 fand er schließlich eine Stelle in einer Kugellagerfabrik in Hofors. Dort arbeitete er als Hilfsarbeiter in der Gießerei, später bei den Öfen. Er bezog ein reguläres Gehalt, wohnte in einem kleinen Zimmer und fühlte sich in seinem Exilland zum ersten Mal heimisch. Im Frühjahr 1942 änderte sich jedoch die Situation, als die schwedischen Behörden befanden, dass es ungünstig sei, wenn Ausländer in der Rüstungsindustrie arbeiteten. Schober musste die Fabrik verlassen, fand jedoch eine neue Anstellung in einer Baufirma, in der er bleiben konnte, die erste Anstellung seit Beginn der Emigration, die kein Provisorium war (SCHOBER 1994).

In der Zwischenzeit spalteten sich die sudetendeutschen Sozialdemokraten auch im schwedischen Exil. Vorhergegangen war die Spaltung in Großbritannien, wo sich die sogenannte Zinner-Gruppe von den Emigranten um Wenzel Jaksch getrennt hatte. Anlass waren unterschiedliche Auffassungen über die Gestaltung der Tschechoslowakei nach dem Krieg. Während die Gruppe um Jaksch Autonomie und Selbstbestimmung für die Sudetendeutschen forderte, stellte sich die Zinnergruppe auf die Seite der tschechoslowakischen Exilregierung, welche die Forderung der Autonomie nicht nur als unannehmbar zurückwies, sondern die sich dem Plan der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung nicht mehr grundsätzlich verwehrt (s. BRANDES 2001).

In Prag erlebte Ruth Weisz in diesen Jahren weitere Einschränkungen des jüdischen Lebenskreises. Im Jahresbericht, den die Jüdische Kultusgemeinde der *Zentralstelle* für 1941 zustellte, heißt es:

Am 17. September 1941 wurden 248.000 Judensterne ausgegeben, am 1. Oktober wurde mit der Registratur der Juden begonnen und insgesamt 88.105 Personen registriert, denen gleichzeitig das Verbot bekanntgegeben wurde, über ihr Vermögen zu disponieren; am 25. Oktober 1941 wurden 1928 Schreibmaschinen abgenommen und 3.317 Fahrräder, am 20. Dezember 1941 wurden den Juden 16971 Skiausrüstungen abgenommen, 1.415 Grammo-

phone und 30.063 Grammophonplatten. Gleichzeitig wurden 7.893 Nähmaschinen registriert. (zitiert in ADLER 1960: 753, Quelle 109)

Ab 19. September mussten alle Juden im Protektorat den Judenstern tragen. Ruth Weisz schreibt in ihrer Erinnerung:

Meine Eltern waren vollkommen niedergeschlagen und mein Vater brach buchstäblich zusammen. Ich aber sah mich im Spiegel an, sah auf der linken Brustseite den Judenstern mit der Aufschrift „Jude“ und bekam einen hysterischen Lachkrampf, es war einfach zu komisch. Plötzlich war ich zurück in das Mittelalter versetzt worden, abgestempelt, es war einfach unfaßbar. (WEISZ 1988: 1)

Obwohl es verboten war, machte sie sich ohne Stern auf Arbeitssuche und gab sich als „deutsch sprechende Tschechin“ aus. Zuerst versuchte sie sich als Modistin, schließlich bekam sie eine Stelle als „Verkäuferin in einem Hutgeschäft“ in der Herrengasse (WEISZ 1988: 2). Die Chefin, die wusste, dass sie eine Jüdin war, nutzte sie „schamlos“ aus und zahlte ein viel zu geringes Gehalt. Ein größeres Problem war die Neugierde der Kolleginnen. Ruth Weisz erinnert sich:

Die Mädchen wollten meine Identitätskarte sehen, angeblich interessierte sie mein Foto, ich aber konnte es ihnen nicht zeigen, da auf dem Bild ein großes ‚J‘ gestempelt war. Sie haben mich auch ausgelacht, da ich am Abend nicht mit der Tramway nach Hause gefahren bin, ich wäre ein Geizhals, sagten sie, aber ich konnte doch nicht. (WEISZ 1988: 2f.)

Da Ruth Weisz gut deutsch sprach, bediente sie die deutschsprechende Kundschaft, darunter auch die Gattin des Reichsprotektors. Eines Tages jedoch, als Ruth mit ihrer Mutter über den Wenzelsplatz ging, kam ihnen die „Starkundin“ entgegen, sah die Judensterne und blieb „wie verwurzelt stehen.“ (WEISZ 1988: 3) Am nächsten Tag hatte Ruth Weisz ihre Stelle verloren und konnte froh sein, dass die Angelegenheit nicht weiter verfolgt wurde.

Herbst 1942 bis Herbst 1944

Stichpunkte des Jahres 1943 sind die Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad, die Verkündung des totalen Kriegs im Berliner Sportpalast, der Aufstand im Warschauer Ghetto, die Landung der Alliierten in Sizilien, die ersten Bombenangriffe auf Hamburg und der Sturz Mussolinis; für 1944 die Verlegung arbeitsfähiger Juden von Auschwitz in deutsche Konzentrationslager, der V-I-Beschuss von London, der Beginn der sowjetischen Offensive gegen die Heeresgruppe Mitte, die Landung der Alliierten in Frankreich, die Einstellung der Vergasungen in Auschwitz und die Anordnung, die Gaskammer zu vernichten. Für das Protektorat: 1943 die Ernennung Wilhelm Fricks zum neuen Reichsprotektor und Karl Hermann Franks zum Staatsminister für Böhmen und Mähren, der Vertrag zwischen der UdSSR und der von Beneš geleiteten Exilregierung der ČSR; 1944 die Zunahme von Sabotageakten, schließlich der Aufstand in der Slowakei.

Ruth Weisz schreibt über diese Zeit: „Wir lebten in ewiger Angst. Der eine ging, der andere verschwand. Niemand wußte wohin und was mit den Leuten geschah. [...] Die Angst vor einem Transport wurde fast etwas Physisches.“ (WEISZ 1988: 5) Im März 1943 wurde die Angst zur Gewissheit. Die Aufforderung zum Transport kam, als ihre Mutter im jüdischen Krankenhaus lag, ihr Vater war „völlig zusammengebrochen“ (WEISZ 1988: 5). Mit allen Mitteln versuchte Ruth den Transport zu verschieben und erwirkte sogar ein Gespräch mit dem jüdischen Leiter der Transportabteilung, von dem H. G. Adler schrieb: „Vor Mandler [...] zitterte sogar die tschechische Polizei, die er unter Drohungen nötigte, mit ihm deutsch zu sprechen. Mandler sah mit Reitstiefeln und Lederjacke wie ein SS-Mann aus.“ (ADLER 1960: 70) Entsprechend verlief das Gespräch:

Ein riesengroßer Saal, [...] hinter dem Schreibtisch ein kahlköpfiger Mann, [...] entlang der Wände bewaffnete Ordner. [...] Ich habe kaum zwei Sätze herausgebracht, da brüllte er mich an: „Heraus, keine Widerrede. Sie gehen laut Termin ab, es gibt keine Verschiebungen“. Ich [...] wollte gehen und da bekam ich meine erste kräftige Ohrfeige im Leben. Verdutzt blieb ich stehen [...] Was habe ich getan? Ich habe eben den Allerhöchsten beleidigt, man darf ihm den Rücken nicht zeigen, man muß rückwärts gehend den Raum verlassen. (WEISZ 1988: 6)

Als Ruth Weisz zu Hause packte, klingelte es plötzlich, vor der Tür stand ihre Mutter, die bereits operiert werden sollte. Als sie jedoch hörte, dass ihre Familie in den Transport käme, ließ sie sich sofort nach Hause bringen. So kam die ganze Familie nach Theresienstadt. Gemeinsam mit ihrer Mutter wurde Ruth Weisz in einer Kaserne untergebracht, „40 Leute in einem Zimmer, jeder auf einer Holzpritsche.“ Es gab nur wenig zu essen, alle quälte der Hunger. Erst als Ruth einen „Job in der Entläsungsstation“ erhielt (WEISZ 1988: 7), wurde es besser. Sie musste Frauen und Männer am ganzen Körper einseifen und abwaschen. Als Zulage erhielt sie „1 Kartoffel + 1 Schale wässriger Milch.“ (WEISZ 1988: 8) Im August 1943 wurde sie eines Nachts in das Bad gerufen. Ein Transport mit Kindern aus Bialystok war angekommen. Sie waren „in Lumpen gekleidet, die größeren hielten die kleinen bei der Hand, und manche hatten Zettel mit Namen angeheftet an der Brust. Die Kinder waren ganz eingeschüchtert, [...] die meisten [hatten ge]sehen, wie man ihre Eltern umgebracht hat[te]. [...] Sie erzählten grausame Sachen, und wir dachten, kindliche Fantasie und Angst, die übertreiben einfach, so was gibts ja gar nicht.“ Als die Kinder unter die Brausen sollten, „wurden sie buchstäblich hysterisch, schrien, klammerten sich an [...] Tische und Bänke und waren nicht dazu zu bringen, ins Bad zu gehen [...] Baden [bedeutete] Tod. Aus den Brausen käme kein Wasser, sondern Gas. Juden werden nicht gebadet, sondern vergast, so wie Ungeziefer. Das wußten die Kinder von ihren Eltern und wollten nicht um die Welt unter die Duschen gehen.“ (WEISZ 1988: 10) Ruth Weisz und die anderen Hilfskräfte waren ratlos. Sie glaubten den Kindern nicht und zeigten ihnen, dass aus den Hähnen tatsächlich Wasser kam.

Im selben Sommer lernte Ruth Weisz einen zehn Jahre älteren Mann namens Karel kennen. Im Dezember „wurde geheiratet. Religiös, aber gültig, es gab ja kein Standesamt.“ (WEISZ 1988: 12) Doch die Ehe stand unter keinem guten Stern. Bereits zwei Tage nach der Hochzeit kam Karels Mutter in den Transport. Karel konnte seine Mutter nicht alleine fahren lassen. Stundenlang wurde in den Familien debattiert, schließlich beschloss Ruth Weisz, „mit Karel und seiner Mutter freiwillig in den Transport zu gehen“ (WEISZ 1988: 13). Die Fahrt im Viehwagen dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Ruth Weisz schreibt:

„Menschen wurden ohnmächtig, doch keiner konnte umfallen, einige starben im Stehen, einige wurden verrückt.“ Es gab nur einen einzigen Kübel, der nicht geleert wurde. „Wir waren in einem fürchterlichen Zustand, der Gestank war kaum auszuhalten und wir dösten halb wach, halb ohnmächtig vor uns hin.“ (WEISZ 1988: 14) In Auschwitz wurde Ruth Weisz rasiert, eiskalt gebadet und neu eingekleidet. In der Schreibstube musste sie unterschreiben, was man ihr abgenommen hatte, dann wurde ihr eine Häftlingsnummer eintätowiert. Schließlich kam sie in das ‚Familienlager‘ nach Birkenau. Sie wurde der ‚Elite Baracke VI‘ zugeteilt, wo sie mit 6 Mädchen eine Pritsche teilen musste, wo „Tag und Nacht Licht brannte und die Häftlingsmusikkapelle [...] spielen mußte“ (WEISZ 1988: 17). Ruth wurde zunächst zum Stubendienst, dann zum Außenkommando eingeteilt, wo sie „schwere Steinblöcke“ schleppen musste (WEISZ 1988: 19).

Einmal durfte sie auf einer Postkarte des Roten Kreuzes nach Hause schreiben und um ein Brotpaket bitten. An wen sollte sie schreiben? Sie richtete die Karte an ihre tschechische Wirtschaftlerin in Lundenburg, die nun in Prag wohnte, erhielt jedoch nie eine Antwort, geschweige denn ein Paket. Im Sommer 1944 wurden Häftlinge für den Arbeitseinsatz in Norddeutschland ausgewählt.

Die Selektion wurde von Dr. Mengele (persönlich) durchgeführt, wir, die Häftlinge, waren nackt, er besoffen, die Kapelle spielte, und er zeigte mit seiner Peitsche willkürlich (nach) links oder rechts, Leben oder Gas. (WEISZ 1988: 23)

Der Transport, dem Ruth Weisz zugeteilt wurde, landete in Hamburg in einem Außenkommando des KZ Neugaul. Mit ca. 300 Frauen wurde sie im 3. Stock einer Kaserne untergebracht. Es „stand nur ein Teil des Hauses, eine Seite war wie abrasiert“, Hamburg ein „einziger riesengroßer Trümmerhaufen“ (WEISZ 1988: 25). Ruth musste im Hafen arbeiten, 16 Stunden am Tag, Essen gab es nur einmal täglich, abends, „immer dasselbe Menü: Ein bißchen heißes Wasser mit undefinierbaren Abfällen [...] im Blechtopf serviert und ein Stückchen Brot“ (WEISZ 1988: 25).

Als Ruth Weisz von Prag nach Theresienstadt transportiert wurde, arbeitete Artur Schober immer noch als Hilfsarbeiter in einer schwedischen Baufirma. In der Zwischenzeit hatten sich, wie bereits erwähnt, die sudetendeutschen

Sozialdemokraten auch im schwedischen Exil gespalten. Je umfassender die Aussiedlungspläne der tschechoslowakischen Exilregierung in London wurden, umso stärker trat der Gegensatz zur Jaksch-Gruppe hervor. Schließlich wurden die tschechoslowakischen Pässe der Aussiedlungsgegner nicht mehr verlängert. Die Sozialdemokraten um Ernst Paul wurden staatenlos und mussten um schwedische ‚Fremdenpässe‘ ansuchen (TEMPSCH 1988: 10). Um die drohende Aussiedlung doch noch zu verhindern, fassten sie im Herbst 1943 den Plan, Mitglieder illegal nach Böhmen zu bringen. Sie sollten die Bevölkerung über die Pläne informieren und zu Widerstandsaktionen gegen das NS-Regime auffordern. Von England aus sollte eine Gruppe mit Fallschirmen abspringen, von Schweden aus eine Gruppe zu Fuß eingeschleust werden (TEMPSCH 1988: 10; s. ferner EXLER 1979).

Zu den Freiwilligen der schwedischen Gruppe zählte Artur Schober. Gemeinsam mit Artur Oehm fuhr er im Januar 1944 nach Helsingborg. Mit „verschiedenen alliierten Stellen“ und der dänischen Widerstandsbewegung war der Einsatz genau abgestimmt worden (TEMPSCH 1988: 14). Die beiden hätten mit falschen Papieren, getarnt als Mitglieder der Organisation Todt, durch Dänemark und Deutschland fahren und im Sudetengau Kontakt zu verschiedenen Personen aufnehmen sollen (SCHOBER 1994). Es kam jedoch ganz anders. Ein Motorboot der dänischen Untergrundbewegung fuhr sie in der Nacht auf den Öresund hinaus, wo sie auf ein dänisches Lotsenboot umstiegen. In Helsingör wartete bereits ein dänischer Polizist, der ihnen weiterhelfen sollte. Kaum waren sie jedoch umgestiegen, gingen alle Küstenscheinwerfer an, das Meer wurde taghell beleuchtet, von allen Seiten schossen deutsche Torpedoboote heran und zwangen das Lotsenschiff mit einem Schuss vor den Bug beizudrehen (SCHOBER 1994). Die Aktion war bereits zu Beginn aufgefliegen. Schober und Oehm wurden sofort verhaftet und zur Gestapo von Helsingör gebracht. Es folgten 14 Tage mit Einzelhaft, Nachtverhören und Stockschlägen, bei denen Schober das Schlüsselbein gebrochen wurde (SCHOBER 1994). Anschließend kamen sie in das Lager Horseröd, wo sie bis Mitte März interniert waren. Dann wurden sie nach Kopenhagen und schließlich in das Zuchthaus *Drei Bergen* gebracht. Dort erhielten sie wieder Einzelhaft, bis sich im April die Gestapozentrale von Karlsbad für sie interessierte. In einem Gefängniszug, in den so „kleine Zellen“ eingebaut waren, dass die Gefangenen „die meiste Zeit stehen mussten“ (SCHOBER 1994), wurden sie über Stralsund, Posen und Dresden nach Karlsbad transportiert. Wieder gab es Einzelhaft und Verhöre, bis zu vier Stunden hintereinander, wobei sich die Gestapoleute abwechselten. Nach vier Wochen wurde Anklage erhoben wegen „Hoch- und Landesverrat mit Feindbegünstigung“. Bis Dezember 1944 war Schober in Karlsbad eingesperrt, nach einiger Zeit nicht mehr alleine, sondern in „Zelle 7, mit 6 Leuten“ (SCHOBER 1994). Einer der Mitgefangenen machte ihn darauf aufmerksam, dass er gar nicht wegen Hochverrat angezeigt werden konnte,

da er 1938/39 nicht deutscher Staatsbürger geworden, sondern ins Exil gegangen war. Trotzdem sollte ihm in Leipzig der Prozess gemacht werden. Die Kriegereignisse verhinderten jedoch die Durchführung, der Volksgerichtshof wurde evakuiert, und in Karlsbad traf der Befehl ein: „Aufhebung des Prozesses bis nach Kriegsende, Überweisung in Schutzhaft nach Flossenbürg.“ (SCHOBER 1994)

Während Ruth Weisz ihren Leidensweg über Auschwitz-Birkenau nach Hamburg ging und Artur Schober im Gestapogefängnis von Karlsbad einsaß, fristete Eduard Schlusche sein Dasein in Auschwitz. Ende 1942 wurde er auf Transport in das KZ Hamburg-Neuengamme geschickt, wo er die Häftlingsnummer 18104 erhielt und Block 1 bewohnte. Aus den Jahren 1943 und 1944 ist nur ein einziger Brief erhalten, datiert vom 26.12.1943. Überschwänglich bedankte er sich für „Handschuhe, Mütze, Ohrenschützer“ und andere Kleidungsstücke. „Ein sehnlicher Wunsch wurde mir unverhofft erfüllt: am hl. Abend erhielt ich 2 Kerzen und 1 schönen Ständer.“ Der Brief schließt mit dem Satz: „Mehr denn je bin ich in dies. Tagen in Wachen und Träumen daheim u. bei uns. Frontlern. (SCHLUSCHE, Brief vom 26.12.1943) Kein Wort über seine Arbeit oder seinen Zustand. Die Zensur verbot jede Beschreibung. Lediglich die Abkürzungen einiger Worte deuten Erschöpfung an. Eine zeitlang sollen ihn Geschwüre geplagt haben (HUBER 1985: 58). Kein Wort, wie sie behandelt wurden, wie er sich fühlte, welche Arbeit er überhaupt noch verrichten konnte.

Herbst 1944 bis Sommer 1945

Stichpunkte der letzten Kriegsmonate: die Konferenz von Jalta, der Luftangriff auf Dresden, der Selbstmord Hitlers, die bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte; im Protektorat der Aufstand in Prag am 5., die Befreiung von Theresienstadt am 8. Mai 1945.

Von Eduard Schlusche sind aus dieser Zeit noch drei Briefe erhalten. Am 28.1.1945 versicherte er: „Sind meine Gedanken ständig daheim in diesen schicksalschweren Tagen ganz besonders“ und bestätigte, „am 22.1. ein großes Pkt. von Freudenthal u. 1 Päckchen mit 6 wundervollen Äpfeln“ erhalten zu haben (SCHLUSCHE: Brief vom 28.1.1945). Am 11. Februar versicherte er an der Zensur vorbei, die womöglich bereits unaufmerksam wurde: „Mit atemloser Spannung verfolge ich das Ringen unserer Soldaten so hart am Rande der Heimatorte“ und meinte, „für unsern 80-jähr. Vater wäre es unmöglich, das Vaterhaus zu verlassen“ (SCHLUSCHE: Brief vom 11.2.1945). Im letzten Brief vom 25. Februar steht der mehrdeutige Hinweis: „Nebst treuester Pflichterfüllung müssen wir jetzt erst recht alles tun, um uns gesund zu erhalten bzw. es wieder zu werden.“ (SCHLUSCHE: Brief vom 25.2.1945) Eine letzte Karte war offensichtlich vom 8. März datiert (HUBER 1985: 56). Danach ist von Eduard Schlusche kein Lebenszeichen mehr bekannt. Bekannt ist, dass die letzten Häftlinge des Lagers von Hamburg-Neuengamme in der Zeit

zwischen dem 22. April und dem 1. Mai 1945 auf drei Schiffe verladen wurden. Die *Kap Ancona* und die *Thielbeck* wurden am 3. Mai von der britischen Luftwaffe bombardiert und versenkt. Die *Athen* entkam in die Bucht von Lübeck. Dreieinhalb Jahre nach Kriegsende erhielt Schlusches Schwester vom Bezirksgericht Freudenthal eine amtliche Todesbestätigung. Als Todestag wird darin der 28. April 1945 angegeben (HUBER 1985: 58).

Wie erging es Artur Schober? Zwischen Weihnachten 1944 und Neujahr 1945 wurde er wieder in einen Gefangenenzug gesteckt und über Eger und Weiden in das KZ Flossenbürg gebracht. Die erste Zeit musste er in einem Steinbruch arbeiten, später unter dem ‚Kommado Schafler‘ Flugzeugwracks ausschrotten (SCHOBER 1994). Immer wieder mussten die Häftlinge zum Appell antreten, zwei, drei Stunden stehen. Jede Nacht starben Gefangene. Am 20. April wurde das Lager zum ersten Mal evakuiert. Der Befehl lautete: Verlegung nach Dachau. Noch am selben Abend mussten die Gefangenen zurückmarschieren. Zwei Tage später erfolgte die zweite Evakuierung, diesmal im Zug. In Nabburg an der Waldnaab war eine Brücke gesprengt. Von hier ging es zu Fuß weiter, Richtung Schwandorf. Wer nicht mitkam, wurde an Ort und Stelle erschossen. Bei einer Rast erhielt Schober gemeinsam mit 6 französischen Häftlingen, den Befehl, nach Nabburg zurückzugehen. Als ‚Leichenkommando‘ hatten sie die Aufgabe, die Erschossenen zu begraben (TEMPSCH 1988: 17). Bewacht wurden sie von einem einzigen Mann. Am Abend stießen weitere Franzosen zu der Gruppe, die bereits in den Zivilstand überführt worden waren. Sie entwaffneten den Wachmann und versteckten sich im Wald, bis die amerikanischen Truppen die Kämpfe für sich entschieden hatten. Ende April wurden sie in ein amerikanisches Feldlazarett bei Nabburg aufgenommen. Damit gingen Haft und Krieg für sie zu Ende.

Ruth Weisz war Ende 1944 in Hamburg. Es gab schwerste Arbeit und kaum zu essen. Eine der Aufseherinnen fütterte ihr Hündchen vor den Augen der Gefangenen mit ‚Weißbrot mit Butter‘ (WEISZ 1988: 25). Immer wieder gab es Bombenalarm. Die Wachen zogen sich in die Luftschutzkeller zurück, die Gefangenen mussten in der Kaserne bleiben. Je chaotischer die Verhältnisse wurden, umso öfters gelang es Ruth und ihrer Freundin Lily, für kurze Zeit zu verschwinden und etwas Essbares zu organisieren. ‚Um zu leben mußten wir stehlen oder betteln.‘ In einer Ruine entdeckten sie einen alten Mann, der hier mit zwei Pferden hauste. Bei ihm konnten sie sich ‚wärmen und waschen und oft stand ein Topf Suppe am Ofen für uns‘ (WEISZ 1988: 26). Auch von anderer Seite erhielten sie Hilfe. An einer Tür, an der sie klopfen, stand der Name ‚Musikdirektor Dr. Witt.‘ Hier ‚wurde ein Märchen wahr. Die Dame des Hauses nahm uns in die Küche und servierte auf Porcellantellern ein warmes Essen‘ (WEISZ 1988: 27).

Schließlich wurden die Gefangenen nach Harburg verlegt, wo sie gemeinsam mit französischen Kriegsgefangenen in einer Sprengstofffabrik arbeiten muss-

ten. Die Baracken waren mitten in der Fabrik untergebracht, um die alliierten Flieger von Angriffen abzuhalten. Im Frühjahr 1945 kam der Befehl zur Evakuierung. Wieder wurde Ruth Weisz in Viehwaggons gesperrt und ins Unge- wisse transportiert. Diesmal endete der Zug in Bergen-Belsen. Am meisten schockierte Ruth der Zustand der Häftlinge. ‚Es war einfach unbeschreiblich jämmerlich, wie die aussahen.‘ (WEISZ 1988: 31) Es gab kaum noch etwas zu essen, keine Arbeit, keine Appelle. Viele der Häftlinge saßen nur noch apathisch herum, in der Ferne war bereits das Donnern der Geschütze zu hören, die Front kam immer näher. Mitten im Lager waren die Gestorbenen zu einem riesigen Haufen aufgeschichtet. Plötzlich wurde die Wachmannschaft nervös und wollte dieses Zeugnis ihrer Untaten verschwinden lassen. Die Häftlinge mussten zur ‚Räumungsarbeit‘ antreten. Außerhalb des Lagers wurde eine Grube ausgehoben, an Stricken mussten sie die Toten hinausschleppen (WEISZ 1988: 32). Schließlich bemerkte Ruth, dass die Wachmannschaft nicht mehr zu sehen war. Gemeinsam mit ihrer Freundin Lily versteckte sie sich zwischen den Leichen und wartete bis es dunkel wurde. Dann schlich sie in das Lager zurück und setzte sich erschöpft neben die anderen Gefangenen auf die Erde.

Plötzlich wurde es ganz still, man hörte den Kanonendonner nicht mehr [...] Ich weiß nicht, wie lange ich so stumm da saß, plötzlich horchte ich auf. Ich hörte ein Geschrei, einen ganz hohen Ton, der mir bis heute in den Ohren geblieben ist. Ein Schrei aus tausenden und tausenden Tönen. [...] Da kam ein junges russisches Mädchen hereingestürzt [...] Und [...] schrie und schrie, bis sie nicht mehr konnte: ‚Wir sind befreit, wir sind befreit, die Engländer sind da.‘ (WEISZ 1988: 33)

Ruth Weisz erlebte diesen Tag, den 15. April 1945, als ihren ‚zweiten Geburtstag‘ (WEISZ 1994).

Nachwort

Drei Emigrantenschicksale, die aus ganz verschiedenen Milieus stammen und deutlich machen, wie viele Lebensbereiche von der NS-Diktatur zerstört worden sind. Drei böhmisch-mährische Schicksale, von denen eines nur noch aus Briefen und Berichten rekonstruiert werden konnte. Eduard Schlusche starb am 28. April 1945. Ruth Weisz und Artur Schober dagegen haben den Krieg überlebt. Schober begab sich nach der Befreiung in die Tschechoslowakei. Dann aber, als er sah, dass die Vertreibung der Deutschen auch vor den Sozialdemokraten nicht Halt machte, schlug er sich nach Lübeck durch und kehrte in sein Exilland zurück. Bis 1960 lebte er in Schweden. Schließlich übersiedelte er in die Bundesrepublik. Er starb am 29. März 1999 in Stuttgart. Ruth Weisz, die nach der Befreiung noch einige Wochen in Bergen-Belsen blieb und eine Flecktyphus-Epidemie überstand, konnte schließlich nach Zwischenstationen in Buchenwald und Amberg ihre Mutter in Prag als einzige Überlebende der Familie in die Arme schließen (WEISZ 1988: 40). Sie lebt heute mit

ihrem zweiten Mann in Israel. Ihr und Artur Schober habe ich für viele, oft schmerzliche Auskünfte zu danken. Die Begegnung mit beiden hat mir wesentlich geholfen, die Schicksale jener Zeit zu verstehen.

Literatur

- ADLER, H. G. (1960): *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Geschichte, Soziologie, Psychologie*. 2. verbesserte und ergänzte Ausgabe. Tübingen: Mohr.
- BACHSTEIN, Martin K. (1974): *Wenzel Jaksch und die sudetendeutsche Sozialdemokratie*. München/Wien: Oldenbourg.
- BECHER, Peter/HEUMOS, Peter (Hg.) (1992): *Drehscheibe Prag. Zur deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933–1939*. München: Oldenbourg.
- BRANDES, Detlev (2001): *Der Weg zur Vertreibung 1938–1945. Pläne und Entscheidungen zum ‚Transfer‘ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen*. München: Oldenbourg.
- EXLER Alfred (o.J. [1979]): *Das große Wagnis. Ein Rettungsversuch für die unfreie Heimat*. Stuttgart: Seliger-Archiv.
- HÄRTEL, Hans-Joachim (1988): Kirche und Kultur. – In: E. Nittner (Hg.): *Tausend Jahre deutsch-tschechische Nachbarschaft. Daten, Namen und Fakten zur politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern*. München: Institutum Bohemicum, 113–120.
- HAHN, Karl Josef (1998): *Kristallnacht in Karlsbad*. Prag: Vitalis.
- HASENÖHRL, Adolf (Hg.) (1972): *Weg-Leistung-Schicksal. Geschichte der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in Wort und Bild*. Stuttgart: Seliger-Gemeinde.
- HUBER, Kurt A. (1985): *Eduard Schlusche (1894–1945). Ein christlicher Streiter in neuerer Zeit*. München: Institutum Bohemicum.
- IGGERS, Wilma (Hg.) (1986): *Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch*. München: Beck.
- JAKSCH, Wenzel (1967): Mitbürger es geht um alles! – In: Ders.: *Sucher und Kündler*. München: Die Brücke.
- KÁRNÝ, Miroslav (2001): Die Juden zwischen Deutschen und Tschechen. – In: W. Koschmal, M. Nekula, J. Rogall (Hgg.): *Deutsche und Tschechen. Geschichte – Kultur – Politik*. München: Beck, 117–124.
- LANGHANS, Daniel (1990): *Der Reichsbund der deutsch-katholischen Jugend in der Tschechoslowakei. 1918–1938*. Bonn: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen.
- MACHILEK, Franz (1988): Kirche und Kultur. – In: E. Nittner (Hg.): *Tausend Jahre deutsch-tschechische Nachbarschaft. Daten, Namen und Fakten zur politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern*. München: Institutum Bohemicum, 34–47, 71–94.
- NITTFNER, Ernst (1988): Die Kirchen im 19. Jahrhundert. – In: E. Nittner (Hg.): *Tausend Jahre deutsch-tschechische Nachbarschaft. Daten, Namen und Fakten zur politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern*. München: Institutum Bohemicum, 168–175.
- RYBÁR, Ctibor (Hg.) (1991): *Das jüdische Prag. Glossen zur Geschichte und Kultur*. Praha: TV Spectrum.
- SALOMON, Dieter (1988): Vom Zerfall der Donaumonarchie bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs (1918–1945). – In: E. Nittner (Hg.): *Tausend Jahre deutsch-tschechische Nachbarschaft. Daten, Namen und Fakten zur politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern*. München: Institutum Bohemicum, 178–198.
- SCHOBBER, Arthur (1994): Interview mit Peter Becher am 17.2.1994 in Stuttgart.
- SCHLUSCHE, Eduard: *Briefe*. Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V., Königstein/Ts.
- SEIBT, Ferdinand (Hg.) (1974): *Bohemia sacra. Das Christentum in Böhmen 973 bis 1973*. Düsseldorf: Schwann.
- SEIBT, Ferdinand (Hg.) (1983): *Die Juden in den böhmischen Ländern* (= Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 11). München: Oldenbourg.
- SEIBT, Ferdinand (1993): *Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas*. Vollständig überarbeitete Neuausgabe. München: Piper.
- SEWERING-WOLLANEK, Marlis (1988): Vom Brüner Programm zur Londoner Deklaration. Die sudetendeutsche Sozialdemokratie. – In: H. Maimann (Hg.), *Die ersten 100 Jahre. Österreichische Sozialdemokratie 1888–1988. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung*. Wien: Brandstätter, 67–69.

- STRAUß, Emil (1925): *Die Entstehung der deutschböhmisches Arbeiterbewegung*. Prag: Verlag des Parteivorstands der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik.
- TEMPSCH, Rudolf (1988): Schweden und die antifaschistischen Sudetenflüchtlinge. Undatiertes Typoskript. Enthält Typoskript eines Interviews mit Arthur Schober am 16./17.3.1988.
- WEIß, Friedrich (1986): Erinnerungen aus meinen letzten Amtsjahren in Teplitz-Schönau 1933–1938. – In: W. Iggers (Hg.), *Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch*. München: Beck, 345–353.
- WEISZ, Ruth (1988): *Und es ist doch keine Lüge*. Unpublizierte Autobiographie.
- WEISZ, Ruth (1994): Brief an Peter Becher vom 5. März 1994.
- WERFEL, Franz (1929): *Barbara oder die Frömmigkeit* [zit. nach der Taschenbuchausgabe von 1988]. Frankfurt/Main: Fischer.
- WINTER, Eduard (1938): *Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Das religiöse Ringen zweier Völker*. Salzburg: Müller.
- WLASCHEK, Rudolf M. (1995, 1997, 2003): *Biographia Judaica Bohemiae*. Bd. 1–3. Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa.
- WULFFEN, Barbara von (1989): *Urnen voll Honig. Böhmen – Aufbruch in eine verlorene Zeit*. Frankfurt/Main: Fischer.
- ZESSNER, Klaus (1976): *Josef Seliger und die nationale Frage in Böhmen. Eine Untersuchung über die nationale Politik der deutschböhmisches Sozialdemokratie 1899–1920*. Stuttgart: Seliger-Archiv.

„Schloß, Kafka, Fassade“ – auf den Spuren Kafkas im Werk von Libuše Moníková

Renata Cornejo

Auch wenn Franz Kafka (1883–1924) und Libuše Moníková (1945–1998) auf den ersten Blick nur wenig Gemeinsames haben, da sie einer anderen Zeit und einer anderen Schriftstellergeneration angehören, verbindet sie doch einiges. Beide wurden in Prag geboren und von dieser Stadt, von deren Atmosphäre und Mythen ausschlaggebend geprägt; beide werden vom „Mütterchen Prag mit Krallen“ nie mehr losgelassen, obwohl Moníková Prag 1971 – im Unterschied zu Kafka – verließ und sich in ihrer Wahlheimat Deutschland als Mensch integrieren und als Autorin erfolgreich etablieren konnte. Prag ist ein imaginativer (bei Kafka) oder realer (bei Moníková) Topos ihrer Werke, von dem aus sich die literarischen und essayistischen Werke Libuše Moníkovás als ‚Erinnerungstexte‘ lesen lassen:

Damit sind weniger biographische Erinnerungen der Autorin gemeint [...], als vielmehr das spezifische Verhältnis zwischen der Stadt Prag und dem subjektiven und kollektiven Gedächtnis, wie es in Moníkovás Texten entfaltet wird. (VEDDER 1998: 8)

In seiner Omnipräsenz bildet Prag bei Moníková das Raster und zugleich eine durchsichtige Folie, auf deren Hintergrund die Prager Geschichte als Weltgeschichte sichtbar und lesbar wird – Prag 1968, Prag der Normalisierungsjahre, Prag der Nachwendezeit.

Ihr Erstlingswerk *Eine Schädigung* (1981) ist eine eindringliche Darstellung der physischen Vergewaltigung einer jungen Prager Studentin durch eine uniformierte Macht, einen Polizisten, und lässt sich als metaphorische Parallele des zerschlagenen Prager Frühlings und der physischen wie psychischen Vergewaltigung eines mitteleuropäischen Landes durch die ‚brüderlichen Armeen‘ lesen. Ins Prag der 70er Jahre, in die Zeit der Unterdrückung und Angst, führt Moníková ihre Leser auch in ihrem letzten, posthum veröffentlichten Roman *Der Taumel* (2000), den sie wegen Krankheit und vorzeitigem Tod nicht mehr beenden konnte. Dessen Hauptfigur, ein Professor der Kunstakademie, bewegt sich durch das dunkle Prag der ‚Normalisierungszeit‘ mit seiner bedrängenden und bedrohenden Atmosphäre. Der Normalität des Unnormalen ausgeliefert, schwankt er zwischen Resignation und Auflehnung. In dem 1996 erschienenen Roman *Verklärte Nacht* kehrt die Hauptfigur dagegen in ein befreites Prag zurück, in das die Heimkehr einer Exilantin angesichts der sich veränderten und verändernden Nachwendegesellschaft problematisch bleiben muss. Obwohl nicht mehr als Spielkulissee und Handlungsort, ist das „goldene und hunderttürmige Prag“ auch in Moníkovás anderen Werken ständig präsent. In *Pavane für eine verstorbene Infantin* (1983) stammt die zwischen Sprach- und